

Die Hottentotten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **132 (1853)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-372804>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Maßstab.

Der Doktor M. in S., ein guter Arzt und jovialer Mensch, hatte sich bei fröhlicher Gesellschaft den Wein wieder einmal recht schmecken lassen — was indessen sehr oft der Fall war — als er zu einem kranken Kinde in der Nachbarschaft gerufen wurde. Er geht, findet das Kind ohne Besinnung, äußerst erhitzt, und hört, daß dieser Zustand ohne merkliche Zeichen eines Ueberganges eingetreten sei. Er greift an des Kranken Puls, schüttelt zweifelhaft den Kopf, wiederholt den Untersuch, kopfschüttelt aufs Neue, greift dann an seinen eigenen Puls, dann wieder an den des Kindes, und sagt endlich mit festem Tone: Das Kind ist betrunken! Die Umstehenden lächeln, die Mutter widerspricht dem Arzte; dieser fängt noch einmal die Manipulation an, untersucht des Kranken Puls, dann seinen eigenen, wieder den des Kindes, und versichert dann noch einmal und ganz entschieden: Das Kind ist betrunken! Lassen Sie es ausschlafen und fürchten Sie nichts. Die Mutter kann sich von der Wahrheit des Ausspruches nicht überzeugen. Der Arzt bittet, daß man die Wärterin des anderthalbjährigen Kindes herbeirufen möge. Dies geschieht. Er fragt, was mit dem Kinde vorgegangen sei. Sie stockt; er setzt ihr härter zu, und sie gesteht, daß der Kleine in ihrer Abwesenheit einen ziemlichen Trunk Branntwein, den sie, um eine Flasche zu leeren, in ein Trinkglas geschüttet hatte, genossen habe, wahrscheinlich in der Meinung, daß es Wasser sei. Sehen Sie, spricht Doktor M., das wußte ich wohl. Für einen solchen Zustand bestimme ich eben in diesem Augenblick den rechten Maßstab! und geht lachend ab. Nach einigen Stunden war der kleine Patient richtig wieder auf den Beinen.

Mond und Frauenzimmer.

Mond und Frauenzimmer
Gleichen wohl sich immer:
Beide werden roth und bleich,
Beide wachsen, strahlen gleich;
Beid' erhellen unsre Bahn,
Beide ziehen gerne an;
Beide auch — es ist zum Lachen —
Beide können Hörner machen.

Nun habt ihr von der Aehnlichkeit die Spur,
Erlaubt jetzt auch, daß ich den Unterschied euch sage:
Der Mond verändert sich im Monat ein Mal nur,
Das Frauenzimmer aber alle Tage.

Der Ausweg.

Amtmann. Aber, liebe Leute! giebt es denn gar kein Mittel, das Euch zum Dableiben bewegen könnte?
Auswanderer. Ja wissen's, dees wär' a Leichtes. Wir blieben schon da, wenn Sie auswandern wollten.

Die Hottentotten.

Die Hottentotten wohnen an der südlichen Spitze von Afrika und bilden, durch krauses Haar und dicke Lippen den Negern ähnlich, einen eigenen Menschenschlag. Von den holländischen Ansiedlern längere Zeit auf das schmächtigste behandelt und unterdrückt, wird die Zahl der Eingebornen nur noch auf höchstens 30,000 angegeben. Ihre Farbe ist gelbbraun, aber unter dem Ruß und Fett, mit dem sie sich von Jugend auf einreiben, und dem Schmutz, womit sie bedeckt sind, kaum zu erkennen. Die Zumuthung europäischer Reisenden an sie, sich zu waschen, kommt ihnen sehr sonderbar vor; sie begreifen nicht, was dieses nützen könne. Früher als stumpfsinnige und rachsüchtige Menschen verschrieen, die selten nur bis 5 zählen können und fast nie ihr Alter anzugeben wissen, werden sie von spätern Glaubensboten, welche sie zum Christenthum zu bekehren suchen, gutmüthig, gelehrig und gastfrei gefunden. Die Gastfreierheit wird indessen vom Europäer nicht hoch angeschlagen werden. Die Quäquä, wie sich die Hottentotten selbst nennen, wohnen in Hütten von kaum 12 Schuh Breite und Länge und 6 Schuh Höhe, die von den Frauen aus Stäben und Schilf verfertigt werden. Nur durch die Thüre kommt Licht hinein, und diese wird, wenn es nöthig ist, mit einem Felle verhängt. Eine solche Hütte wird immer von einer Familie, die oft aus 10—12 Personen besteht, aber nie von mehr als einer, bewohnt. Stühle, Bänke und Tische sind nicht darin, höchstens einige Töpfe zum Kochen, zum Aufbewahren von Milch und zum Trinken. Ihre Nahrung besteht in Wurzeln und halbrohem Fleisch; ihr gewöhnliches Getränk ist saure Milch und ihr liebstes Branntwein. Das Fleisch der Hasen essen sie nicht, weil sie den Glauben haben, daß die Seelen der Verstorbenen in diese Thiere hineinfahren. Bei der Beerdigung der Leichen schreien sie, als ob sie am Spieße stüßen. Ihre Kleidung besteht in der Regel fast nur in einer kleinen Schürze und einem Mantel von Schaf- oder Tigerfell, an dem bei den Frauen noch ein Sack hängt, in welchem sie oft ihre Kinder mit sich führen. Bei

allem Schmutz sind sie doch nicht ohne Schönheits-
sinn, freilich nach ihren Begriffen. Die Wei-
ber namentlich sind darauf veressen, ihren
Körper, besonders Leib und Schenkel zu be-
malen und mit Korallen zu behängen. In
neuerer Zeit, seit die Großzahl der Hotten-
toten zum Christenthum bekehrt worden, haben
sie angefangen, die Kleidung der Soldaten nach-
zuahmen. So namentlich die Fuhrleute, die,
mit ihrer nie fehlenden Pfeife im Munde, darum
nicht weniger possierlich aussehen. Den Filz-
hut schmückt ein Büschel Straußenfedern, die
durch ein baumwollenes Halstuch zusammenge-
halten werden, das überdies dazu dient, die
Masse von Fliegen, die einen beständig umschwir-
ren, von seinem Gesichte fern zu halten. In
diesem Aufzuge und eine 18 Fuß hohe Peitsche
mit einem 10 Ellen langen, aus Rhinoceroshaut
geschnittenen Riemen in der Hand lenkt er sei-
nen schwerfälligen, mit Ochsen bespannten Wa-
gen. Es ist nicht leicht, diese Fuhrmanns-
peitsche zu handhaben. Sie wird mit beiden
Händen geschwungen, und ihr Knall wird über
eine Stunde weit gehört. Ueber sandige Wü-
sten, rauhe Felsen und steile Berge führt er
so, ohne einen Unterschied zwischen Tag und
Nacht zu machen, seinen Wagen, indem er
alle 4 Stunden seine Ochsen ausspannt, um
sie ausruhen zu lassen und ihnen Wasser und
Futter zu reichen.



Ein Ring mit Gefühl.

In Hamburg hatte ein Oesterreicher eine Zeit lang
ein Mädchen zur Geliebten, und bekam Marschbefehl
nach Hause zurück. Der Oesterreicher will seiner
Geliebten ein Andenken schenken und weiß nicht was.
Nach langem Ueberlegen bestimt er sich auf einen Ring,
der aber kein gewöhnlicher sein dürfe. Er geht nun
zu einem Goldarbeiter und sagt zu diesem: „Meister,
ich möchte für meinen Schatz einen Ring haben; der
darf aber kein so gewöhnlicher sein. Der Ring muß
oben ein Blättchen haben, und da muß ganz wehmü-
thig drauf gestochen sein: O wie bricht mir das Herz!
Können Sie mir so einen machen, lieber Meister?“
Ach ja, spricht der Meister; kommt in einigen Tagen
wieder, da soll er fertig sein. Der Oesterreicher
wartet nicht lange und fragt: „Nun, ist mein Ring
fertig?“ Ja wohl, antwortet der Meister, und sagt

zu seinem Lehrjungen: Gib den Ring aus der Schub-
lade dort. Da spricht der Oesterreicher: „Nun, Bub,
lies mir's mal vor.“ Der Junge liest ganz trocken:
O wie bricht mir das Herz. „O, lieber Meister, das
ist mein Ring nit; ich hob's wehmüthig wollen
drauf gestochen hoben. Das ist der rechte Ring nit.“
Der Meister wendet sich zum Jungen: Dummer Junge,
das ist der rechte nicht. Er giebt dem Jungen eine
tüchtige Ohrfeige und spricht: Hier ist der rechte,
hier! und thut, als gäbe er einen andern. Dies noch
einmal! ranzt der Meister den Lehrjungen an. Jetzt
las dieser im Gefühl der kränkenden Behandlung
weinend: O wie bricht mir das Herz! „Das ist
der rechte!“ schreit der Oesterreicher. „Klingt er doch
so wehmüthig. Hier ist das Geld, Meister, und da,
Bub, haste a Trinkgeld für deine Ohrfeige.“